

(Nachdruck verboten).

28]

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Zeih kostete einen vollen Triumph aus, rasch kehrte ihre gute Laune zurück; die Augen tanzen ihr ordentlich vor Vergnügen, zärtlich streichelte sie über den verblühenen grünen Bezug des eingeseffenen breitlehnigen Sofas. Ihre naive Bewunderung machte dem Alten das größte Vergnügen. Dadurch wurde es ihm erst so recht klar, was er doch eigentlich für ein verteufter Kerl war, solch einen Besitz zu erstehen! Er fühlte sich ordentlich jung, und als sie in den Keller hinabstiegen, um den Platz anzusehen, wo das Moselweinsäß liegen sollte, nahm er auf der dunklen Treppe ihre warme Hand und patzte die und stieg so flink die steilen schlüpfrigen Stufen hinab und wieder hinauf, als wäre er sechzehn und nicht nahe sechzig, und als hätte die leidige Gicht ihm nie einen Knüppel gegen die Beine geworfen.

Schade, schade, daß er die nicht immer hier haben konnte! Er fragte sie noch einmal wegen der Aufwartung, und sie berichtete ihm haarklein den Vorfall des Morgens. Mußte der Mißfert ein unangenehmer Patron sein! Er schimpfte weidlich, und Zeih's Zunge rührte sich auch munter — na, ihr Pittchen war gar nicht mehr kommod, seit der geerbt hatte, war er alleweil kaprizig (launenhaft)!

„Von wem hat er denn geerbt?“ fragte Schmitz neugierig.

„Dat waasch ech net.“ lachte sie. „Mir saon hei: Met Schweigen verredt mer sich net — hän saot neist.“

Schmitz sah sie verwundert an.

„Sao, Ihr könnt ei glawwen.“ fuhr sie wichtig fort, „dat Pittchen, dat es anen!“ Ein geheimer Stolz auf ihren Mann regte sich nun doch in ihr. „Dän es schichtig (schlau), dän hört dat Gras wachsen. Dän saot neist, wat hän net saon will; net emaal, wann hän besoff es!“

„So, so.“ Das zweifelhafte Lob Pittchens interessierte Herrn Schmitz weiter nicht, seine Meinung stand einmal fest: ein unangenehmer Patron. —

Von nun an fühlte es Pittchen, er hatte einen geheimen Widersacher im Dorf.

Er hatte einen unbestimmten Haß gegen den Alten in der Eichelhütte, größeren Haß, als auf den schönen jungen Gendarm von Oberkail. Der Schmitz hatte einen verdammten Blied; sah er nicht den Peter mit seinen Schweinsäuglein so von der Seite an, als wollte er sagen: Ich weiß was! . . .

Als sie sich in der Wirtsstube beim Krummscheidt zum erstenmal getroffen hatten, war Peter beim Eintritt des Alten aus seiner Ede ausgesprungen, scharrte einen Krastfuß und setzte sich mit einem: „Met Verlöw“ dem Herrn gegenüber an die Breitseite des Tisches. Zutraulich fing er eine Unterhaltung an, schwatze harmlos und zutäppisch, aber er hatte kein Glück damit. Seine Blicke, die flink wie Biesel umherhuschten, entdeckten keinen Zug des Wohlwollens auf dem dielen, roten Gesicht gegenüber; Schmitz blieb zugestöpft, das blühende Fett der Wangen deckte jede Regung, die blauen Auglein verschwanden ganz in ihren Schlitzen. Er trank rasch aus, zahlte und ging; Peter blieb sitzen wie ein Dummer.

Er kuckte in sein Glas hinein, fing dann an mit dem Wirt zu krasthelen und schimpfte dabei auf den „alen Knickstiwel“, den „Kalmäuser“, das „Mastschwein“.

Was die Zeih nur an dem finden konnte? Herr Schmitz blieb ihr zweites Wort. Von dem grünen Pilssofa, über das sie einmal hatte streicheln dürfen, erzählte sie, als sei es lauter Sammet und Seide. Ganz beseligt kam sie heim, als der Herr Schmitz sie zur Weilsenzeit in seinen Garten gerufen und ihr erlaubt hatte, für das Josephchen einen Strauß Weilsen zu pflücken. Als ob es deren nicht auf der Flur unter den Hecken weit blauere und duftendere gäbel! Peter riß ihr die Blumen aus der Hand, zertrat sie und visitierte ihr dann die Tasche — hatte sie nicht noch was anderes geschenkt bekommen?

Er glaubte ihr nicht, als sie beteuerte: „Nor Weilscher, su woahr ech läwen, nor Weilscher!“ Er riß ihr den Rock aus den Falten, lehrie alles an ihr um und um, und als er nichts fand, schlug er sie.

Sie heulte, daß die Wände widerhallten; er schrie und lärmte wie besessen; zuletzt versöhnten sie sich. Noch einmal schien in Peter das frühere Pittchen zu erwachen; er schlug sich mit der Faust vor die Stirn, nannte sich einen „Wuodeswoor“ (wilder, böser Mensch), umarmte die Zeih, bat ihr kläglich ab und küßte sie wild. Schnell versöhnt, gab sie seine Küsse zurück; einander herzlich und drückend, verabredeten sie auf den nächsten Tag, den Jahrmarkt in Wittlich zu besuchen.

Zeih träumte die Nacht von einem Karoussel, von Buden und allerhand Herrlichkeiten, vom Oberkailer und von dem Herrn Schmitz, während Pittchen, den Arm um ihre Schultern gelegt, mit brennenden Augen ins Dunkel starrte und den Schlaf nicht finden konnte.

So jämmerlich hatte er sich noch nie gefühlt. War er denn krank? Wohl zitterten seine Hände, wenn er ein Glas zum Mund führte, seine Beine waren oft wie abgeschlagen, aber krank, nein, krank war er nicht. Im Dunkel streckte er den Arm aus — mager, aber sehniq! Seine Finger spreizten sich — war das nicht eine Hand, recht gemacht, den Thaler auf den Tisch zu schleudern und danach aufzuschlagen, daß Flaschen und Gläser hoch sprangen? Wenn er nur mehr Freude davon hätte!

Freude — — —?! Er unterdrückte ein Hohnlachen! bei allem, was er that, schlich ja etwas um ihn herum und tuschelte ihm in die Ohren, legte eine Hand auf seine Brust und drückte da, daß er nicht frei atmen konnte.

In Peter war der Wunsch aufgefliegen, sich einer Seele anzuvertrauen; ein paarmal war er wieder auf den Gräbern seiner Eltern gewesen, aber keine Stimme aus der Tiefe hatte ihm zugesprochen, vielleicht, daß sie böse waren, weil noch kein Denkstein stand. Aber so rasch ging das nicht. Alle Tage konnte er doch nicht einen harten Thaler wechseln, so dumm waren die Bäuerlein am Ende auch nicht, und seit der Schmitz, der Schlauberger, in Eifelschmitt hoakte, war ihm ein Aufpasser gesetzt. Einen immer weiteren Kreis mußte er auf seinen Wanderungen beschreiben. Wenn er sich der Tina anvertraute! Die war schlau. Wenn er mit der Halbpant machte?

Rasch kam ihm der Gedanke, wie eine Erlösung — nur nicht allein sein mit der Angst! Aber ebenso rasch verwarf er ihn wieder. „Weiber haon lange Röck, äwer en korzen Verstand.“ — Nein, das durfte er nicht wagen! Und zudem noch Halbpant machen? Er hatte ja nicht für sich selber genug; wie Butter unter der Sonne, so zerrann ihm das Geld unter den Fingern; er wußte nicht, wo's hinschwamm, die Hütte war kahl nach wie vor, und wenn sie auch nicht mehr hungerten, ein Hundeleben blieb's doch. Zumal jetzt, wo er dem Frieden nicht recht traute, war's oft knapp. Und die zerrte an ihm und jene, die zog ihn hier und die dort — das mußte ein unverfiegbarer Dronn sein, aus dem sie alle schöpfen konnten.

Eine gewaltige Erschütterung kam über Peter, eine Todesmattigkeit. Der Kopf sank ihm vornüber, er hätte sich gern ausgerichtet — es war ihm so beflommen — aber er konnte nicht.

XII.

Warme Tage waren über die Eifel gekommen, Früh-Sommertage. Die Sonne brannte auf die nackten Kluppen, die Felsen schleuderten die Strahlen zurück; Gewitter zogen jäh auf und gingen! jäh nieder, oft stand ein Regenbogen überm Thal, hier einen Fuß, drüben den andern.

Was da gesät war, ging der Reife entgegen.

Auf Babbis Acker stand der Roggen so hoch wie das Lorenzchen war. Lukas Evangelist hätten den gern die alten Schneidersch genannt, so war der Tag seiner Geburt im Kalender benannt, aber Babbis hat trotz ihrer Krankheit und Schwäche darauf bestanden, er mußte nach seinem Vater getauft werden.

„Peter Paul Burzel, bricht dem Korn die Wurzel“, sagt eine uralte Bauernregel. Sinnend schritt Babbis den Acker entlang und ließ ihre Hand sacht durch die leiz wogenden Aehren streichen. Wie lange noch — drei Wochen kaum — dann war Peter und Paul, dann fing das Korn an sich zu bleichen, und die Männer kamen heim! Der Lorenz kam!

Mit einem Seufzer der Befriedigung sah sie über ihr Feld hin; das konnte sich sehen lassen! Gleich einer Bürste stand das Getreide und nebenan streckten die Kartoffeln, wohlgekehrt in Reih und Glied, ihre steifen dunkelgrünen Bäumchen. Wie eine Dase lag das Fleckchen in der Wüste der andren Acker; kaum handhoch stand auf denen das Korn, und manch Kartoffelland sah aus, als hätten Wildschweine drin gewühlt.

Mit der arbeitsrauen Hand strich Bäbbi dem kleinen Lorenz die wehenden Locken aus der Stirne und sah, das Kind, das kräftig ausgerichtet auf ihrem Arm saß, liebevoll an sich drückend, mit selig verträumtem Ausdruck in die Ferne.

Was würde er sagen, wenn er kam? Bald, bald! Ihr Herz klopfte stark vor Freude. Hierher wollte sie ihn führen, gleich am ersten Abend — kaum konnte sie's ja erwarten — was würde er für Augen machen, wenn er sah, wie gut alles stand! Sie ließ sich auf den Grasrain niedergleiten. Da saß sie still — heute durfte sie ja feiern am Sonntagnachmittag — und ließ die Augen auf der Landschaft ruhen.

Bergland, so weit der Blick reicht. Armes Bergland, unter der mageren Erdschicht starrer Fels; winzige Ackerchen dem trocknen Heideboden abgerungen oder dem Herzen des Waldes entrisfen.

Und doch liebte sie dieses Land. Mit tiefem Atemzug sog sie die herbe Luft ein, die ihr stark entgegenwehte. Wo gab's noch eine solche Luft?! Als könne sie nicht genug davon bekommen, öffnete sie die Lippen und schlürfte und schluckte wie ein Trinker köstlichen Wein. Sie saßte das Kind unter den Achseln und ließ es frei in der Luft schweben; es zappelte mit den Beinchen und jauchzte vor unbewußter Lust.

(Fortsetzung folgt.)

Hamlet.

Hamlet ist Prinz von Dänemark. Das Schicksal hat ihm aber nicht nur eine königliche Geburt, sondern auch unendlich reiche Gaben des Geistes und des Herzens verliehen. Er ist eine geniale Natur, mit allem Hohen beschenkt, das Menschen gegeben werden kann. Die Möglichkeiten eines großen und tiefen Glücks schlummern in ihm und da er an der Sonnenseite des Lebens aufwächst, erwartet die Welt, die ihn bewundert, daß sie zu einem reichen Frühling erblühen werden. Er kommt auch, dieser Frühling. Hamlet verehrt in seinem Vater den Helden, in seiner Mutter liebt er schwärmerisch die Milde und von der eigenen Herrscherzulust her naht eine Ahnung von Größe und dauerndem Ruhm. Eine grandiose Natur, jung und stark, vom Glück gesegnet und vom Völl bewundert — so verläßt Hamlet den dänischen Hof, um die Welt zu sehen und sich auf deutschen Schulen die Bildung der Zeit anzueignen.

Da, wie er im Ausland und mitten in seinen Studien ist, verblüffert sich plötzlich der Himmel seines Lebens. Aus dem schwarzen Gewöll zuckt jäh ein Blitstrahl herab und lang und dumpf rollt noch der Donner, wie eine finstere Klage, durch die Himmel. Hamlet erfährt die Nachricht vom Tode seines Vaters. Auf Schwingen, rasch wie Andacht, eilt er heim. Er tritt an die Bahre und findet eine Leiche, die durch einen häßlichen Ausatz entstellt und bestekt ist.

Hier huscht der erste Schatten über Hamlets Welt. Zum erstenmal verliert die Sonne ihren Glanz und die Erde liegt vor ihm, wie eine kahle Steppe im November. Er sieht den Tod, den schwarzen traurigen Keim, der in jedem Wesen schlummert. In allem steckt der Tod, selbst im Glanz und in der Macht des Königs. Ob ein Mensch in Lumpen oder in Purpur geht: Die Würmer fressen ihn doch. Mit Würmern aber fängt man Fische und Fische kommen auf die Tafel. So kann also ein König, im Wechsel der Dinge, die Reise durch die Eingeweide eines Trunkenbolds machen. Pui, dreimal Pui! Hamlet sieht all das Widerliche, das die Vernichtung begleitet, und sein Sinn unvöllt sich.

Er sieht neben dem Tod aber auch das Leben und — er sieht es heut zum erstenmal — das Leben ist schlimmer als der Tod. Er sieht seine Mutter, die Trauerleider angelegt hat, dabei aber schon brünstige Blicke mit dem Bruder ihres verstorbenen Mannes wechselt. Der Leichnam ihres Gatten ist noch nicht verfault, als sie schon diesen Bruder zu ihrem Gemahl und zum König macht. Die Lust wird schamlos, indem sie die Zeit der Trauer unterbricht. Und wie unterbricht sie sie? Was ist das für ein Mann, um den die Königin ihren ersten Mann, den Helden, vergißt? Ein brutaler Gefelle ist es, mit niederer Stirn und unreinen Lüsten, ein roher Patron, der nur von sinnlichen Trieben bewegt wird, ein Faur, ein halbes Tier. Und diesen Menschen nimmt seine Mutter, vor der er in Liebe gekniet hat — diesen Menschen nimmt sie in ihr kaum verwaistes Bett. Ist das die Art der Frommen? Hamlet sinnt und saßt sich an die Stirn und ruft entsetzt: „Die Welt ist aus den Fugen.“

Alles bricht zusammen, was Hamlet bisher glaubte. Hoffnung, Glaube, Größe! Das alles ist mit der Leiche seines Vaters in Ver-

wesung übergegangen. Ueberdies beschleicht ein furchterlicher Verdacht sein Herz. Die unanständig schnell erfolgte Ehe seiner Mutter legt ihm den Gedanken nahe, daß der Lumpenkönig, der nun auf dem Throne sitzt, auch ein Verbrecher sein könnte. Hamlet, der vor wenigen Monaten noch vor diesem Gedanken wie vor einem Abgrund zurückbebebt wäre, glaubt jetzt alles, was den Namen „Gemeinheit“ trägt. Und er hat recht. Das Grab speit selber das Verbrechen aus: sein verstorbener Vater erscheint ihm als Geist und verkündet ihm, wie er von seinem Bruder ermordet ward. Zum Tod und zur gemeinen Lust kommt also noch der Brudermord. Die Welt ist aus den Fugen.

Und dann der Hof! Die pessimistische Weltverachtung, der Hamlet nun verfällt, wäre nicht vollständig, wenn er nicht auch die Art der Höflinge durchschauen lernte. Dieselben Leute, die das Bild seines Vaters auf dem Busen trugen, beugen nun das Knie vor dem neuen Lumpenkönig. In der schmachtvollen Ehe mit seiner Mutter finden sie tiefste Sittlichkeit und für jedes Lächeln des Verbrechers danken sie wie für eine Günst des Himmels. Ueberall Lüge, Heuchelei, Strebertum und Feigheit.

Durch all' die Greuel und Verderbnis dieser schmutzigen Welt geht eine liebliche Mädchengestalt: Ophelia. Ophelia ist ein Kind, ein reines Kind, ganz arglosen Herzens und fromm. Sie ist, was Hamlet war; sie ist naiv. In Ophelia sieht Hamlet den letzten Abglanz der Welt, an die er einmal glaubte und an die er nun nicht mehr glaubt. Er fühlt sich unrein dem reinen Mädchen gegenüber, unrein durch das bloße Wissen der Verbrechen, mit denen die Welt erfüllt ist. Nichts ist rein, auch Ophelia wird es nicht bleiben. Hamlet begräbt seine Liebe, wie er den Glauben seiner Jugend begraben hat. Geh' in ein Kloster, Ophelia! Was willst Du Narren zur Welt bringen?

Den Umstand, daß Hamlet nicht sofort die Blutrache am neuen König vollzieht, hat man lange mit sittlichen Bedenken, mit einem allzu feinen Gewissen entschuldigt. In neuerer Zeit hat man diese unhaltbare Auffassung mit Recht fallen lassen. Was Hamlet nicht zur That kommen läßt, ist ganz etwas andres. Was liegt an diesem Lumpenkönig? Vermöchte sein Tod etwas an dem ganzen Zusammenhang der Dinge zu ändern: Hamlet würde ihn über den Haufen rennen und nicht mehr Gewissensbisse spüren, als wenn er eine Ratte vergiftet hätte! Aber es würde eben nichts geändert werden. Der König ist ein Schurke; aber die eigne Mutter ist eine Puhlerin, Polonius ist ein Narr, die Höflinge sind feige Streber. Die Welt ist voll von Schurken und Narren. Was wird geändert, wenn ein blutbesteckter Dube fällt?

Das Schicksal seines Hauses ist für die geniale Natur Hamlets weit über den Rahmen eines vereinzelt Verbrechen hinausgewachsen. Das Weltbild ist verändert. In diesem Zusammenhang, in dem die ganze Erde als ein kahles Vorgebirge begriffen wird, sinkt die Blutrache, das persönliche Moment, zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Diese Gleichgültigkeit gegen die eigne Familie und gegen die eignen Angelegenheiten teilt Hamlet mit jedem Genie. Eine tiefe Natur wird unter dem Eindrud furchtbarer Ereignisse an Welt und Menschen irre und fällt vor der Tücke der Gegner, bevor er sich mit dem neuen Gefühl, das ihm die Welt zeigt, abfinden konnte. Das ist nach meiner Auffassung der Sinn der Hamlet-Tragödie, und ich will dankbar bemerken, daß ich diese Auffassung den Schriften des Herrn Dr. Hermann Türk verdanke.

Die „Freie Volkshöhne“ hat sich mit der Aufführung des Hamlet vor eine riesengroße Aufgabe gestellt. Wir wünschen ihr das beste Gelingen und einen nachhaltigen Erfolg.

Erich Schalljer.

Kleines Feuilleton.

— **Neuer den Herd** sprach M. Vartes in der letzten Sitzung des Vereins für Volkskunde. Nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ führte er in seinem Vortrage folgendes aus: Die Erfindung des Herdes, der Vorbedingung der Sesshaftigkeit und damit der Grundlage aller Kultur, war die notwendige Ergänzung der Erfindung des Feuers, dessen erhaltende Kraft man mitmächtig bald zur Zubereitung der Speisen benutzte. Wie jedes Ding hat sich auch unser heutiger so verbesserter Herd aus ureinfachen, rohen Formen entwickelt, deren Reste wir aber selbst gegenwärtig noch auch bei uns vorfinden. Der Herd ist jedenfalls älter als die Wohnstätte und die Kunst des Bratens älter als die des Kochens; denn das Kochen setzt die Anwendung von Gefäß voraus, das in der älteren Steinzeit noch nicht, vielmehr erst in der jungen auftritt. Das Braten erfolgte anfänglich unzweifelhaft mit Hilfe des Bratpfiehes. Als solcher diente einfach ein zugespitztes Holz, bei größeren Fleischstücken bezw. ganzen Thieren ein geglätteter, beiderseits zugespitzter junger Baumsstamm. Man kann dergleichen Vorrichtungen gelegentlich noch heutzutage beobachten, z. B. bei Volksfesten in halb-kultivierten Gegenden. Als man Kochgefäße aus Thon machen gelernt hatte, mußte man bald darauf kommen, sie durch Steine zu stützen, damit sie beim Zusammenfallen des Brennholzes, auf dem sie standen, nicht umfielen. Ferner lernte man das Feuer vor unerwünschter Zugluft dadurch zu schützen, daß man es auf den von Winde beschränkten Seiten mit Steinen umgab, die zu einer Wand aufgetürmt wurden. So entwickelte sich allmählich der Unterbau der Feuerstelle, der

sich schließlich zum Herde ausbildete. Man schützte das Feuer weiter vor Regen durch ein Dach; aber noch nachdem schon bedeckte Wohnstätten erfunden waren, lag längere Zeit der Feuergefährde und der Rauchbelästigung halber die Feuerstelle noch außerhalb der Wohnstätte. Ueberlebens dieser Einrichtung kann man z. B. in Ungarn sehen. Endlich änderte sich auch dies; der Vorteil, den die Heizwirkung der Feuerstätte für den Wohnraum in der kalten Jahreszeit bot, überwog die Bedenken; die Feuerstätte siedelte in die Wohnung über. Dem Rauche überließ man, sich selbst einen Ausgang zu suchen. Noch bis in verhältnismäßig späte Zeiten gab es weder Rauchfang noch Schornstein. Das westfälische Bauernhaus kannte dergleichen bis fast auf die Gegenwart nicht, und einzelne sog. Rauchhäuser giebt es auch heute noch, zum Beispiel in Blomberg und Horn am Teutoburger Walde. Die Lage der Feuerstelle in dem westfälischen Hause machte den Platz am Feuer zu dem bevorzugtesten; denn von ihm aus vermochte man nicht nur alle Wirtschaftsräume und Stallungen, sondern bei geöffneten Thorflügeln auch den Hof zu übersehen. Er gehörte also dem Hausherrn. Aber auch seine Wärme empfahl ihn, und der Gast durfte sich deshalb zum Hausherrn setzen. Da man bald erkennen mußte, daß es bequemer sei, das Feuer in handlicher Höhe als auf ebener Erde zu haben, so erhöhte man allmählich den steinernen Unterbau. Auf der Millenniumsausstellung in Budapest sah man alle diese älteren Herdformen in den einzelnen Häusern des ethnographischen Dorfes, das vorzügliche Gelegenheit zum Studium des betreffenden Entwicklungsanges bot. Der Herd rückte aus der Mitte des Wohnraums schließlich an die Wand, wurde zur Beseitigung oder Minderung der Rauchplage nach oben hin durch eine Schutzwand abgesperrt. Von dieser führte man einen Bretterschlot zunächst nur bis zum Boden, dann durchs Dach hindurch ins Freie, bis schließlich das alles durch den steinernen Schornstein und den zu ihm führenden Rauchfang ersetzt wurde. Andererseits wuchs der Herd zum Ofen aus, der auch in die Wand zwischen zwei Stuben gesetzt wurde, um beide zu heizen. Es schloß sich die Entwicklung des Backofens, sowie die Ausbildung des Herdes mit den vertieften Feuerlöchern und dem erhöhten Stände des Kochgeschirrs bis zur Einführung der heutigen eisernen Ringplatte an. In gleicher Weise entwickelte sich das Kochgeschirr. Die ursprüngliche Terrinenform mit halbtugeligem Boden wich den Formen mit flachem Boden, mit Anfängen zur Erzielung festen Standes, Anfängen, die zu wirklichen Füßen auswuchsen und endlich sich in Gestalt des Dreifüßers vom eigentlichen Geschirre ganz lösteten. Anfänglich wurde der Kochtopf mit einer Art von Gabel erfaßt und bewegt. Dann verfiel man ihn oben mit ausladendem Rand, um den sich eine Schlinge legen ließ. Da konnte man ihn schon über das Feuer hängen. Es folgte die Anbringung von Henkeln, Stielen usw. Schon in Hissarkif fand Schliemann Gefäße mit drei Füßen (Gräpen); diese Form ist also beiläufig 5000 Jahre alt. Auch bewegliche Kochherde, aus Brettern und Lehm hergestellt, kommen schon früh und kommen heute noch bei Naturvölkern vor. —

— Die blaue Farbe der reifen Wachholderbeeren, d. h. nicht die durch den sogenannten Reif, einen Wachsüberzug, hervorgerachte, sondern die innere Farbe, soll, wie der „Prometheus“ einer Arbeit von Dr. Nestler in Prag entnimmt, die in einer der letzten Versammlungen der Deutschen Botanischen Gesellschaft vorgelegt wurde, eine eigentümliche Entstehungsursache haben. Als Nahrungsmittel-Chemiker hatte Nestler ähnliche Veranlassung, ein Mittel ausfindig zu machen, um Wachholderbeeren in gestohlenen Pfeffer zu erkennen, zu dessen Verfälschung sie angewendet werden. Es zeigte sich, daß in den blauen Wachholderbeeren stets ein Pilz (Aspergillus-Art) vorhanden ist, der in den grünen Beeren fehlt. Als nun Nestler grüne Beeren mit blauen unter einer Glasglocke zusammenbrachte, wurden erstere in kurzer Zeit ebenfalls blau, während sie für sich bewahrt, ihre grüne Farbe behielten. Sie wurden also von den blauen Beeren angesteckt und es steht zu vermuten, daß der Pilz das infizierende Element ist. Da grüne Beeren, die mit einer sterilisierten Nadel angestochen werden, sich rings um die Wundstelle bläuen, und da andererseits die Oberhaut der blauen Beeren sich als völlig abgestorben erweist, so nimmt Nestler an, daß die Bläuung auf Tötung der Oberhautzellen durch den Pilz beruht. —

Vollskunde.

a. Hufeisen und böser Blick. Dem Hufeisen wird bei uns vielfach eine Glück bringende Bedeutung zugesprochen, und da die Ursache dieses Glaubens nicht völlig aufgeklärt ist, so erscheint es um so merkwürdiger, daß auch anderwärts mit dem Hufeisen die gleiche Idee verbunden wird, in Tunis nämlich. Dort ist, wie übrigens in allen Mittelmeerländern, die Furcht vor dem bösen Blick ziemlich allgemein verbreitet. Eine Person, der man die Eigenschaft des bösen, d. h. Unglück bringenden Blicks zuschreibt, wird in einer Weise gemieden, die der schlimmsten Bohottierung oder Verfluchung nichts nachgiebt. Doch glaubt man, daß gewisse Amulette dem, der sie bei sich trägt, Schutz gegen die Wirkung des bösen Blicks verleihen. In Tunis nun gehören zu den kräftigsten Amuletten Hühnerer, an denen mittels kunstvoll angebrachter Nadeln drei kleine Hufeisen aus Blei befestigt sind. Sobald eines der drei Hufeisen verloren geht, verliert das Ei-Amulett nach dem Glauben der Tuniser seine Schutzwirkung gegen den bösen Blick, so daß man in der That erkennt, daß das Hufeisen dort, wie bei uns,

Glück bringen soll, bei uns freilich Glück im Allgemeinen, dort auf ein ganz specielles Gebiet beschränkt. —

Aus der Vorzeit.

k. Die älteste Bevölkerung Rußlands. Die Untersuchungen über die Spuren einer prähistorischen Bevölkerung Rußlands haben bisher nur zu der Feststellung der jüngeren Steinzeit, der neolithischen Periode, in Rußland geführt. Die Frage, ob auch die ältere paläolithische Periode der Steinzeit in Rußland existierte, blieb unsicher. Die neuen Forschungen von Nefedow im Gebiet der Wetsuja haben nun, wie Professor Dr. Stieda in dem soeben erschienenen „Archiv der Anthropologie“ mitteilt, zu Ergebnissen geführt, die das Vorhandensein der älteren Steinzeit in Rußland zu beweisen scheinen. Nefedow hat am Ufer der Wetsuja im Gouvernement Kostroma Kurgane, prähistorische kreisrunde Grabhügel, und Spuren von menschlichen Niederlassungen gefunden. Von einem solchen Fundort bei einer altheidnischen Begräbnisstätte erzählen die Bauern, daß ehemals eine Kirche dort gestanden habe, die in die Erde gesunken sei. Im Altertum hätten hier viele Räuber gewohnt und fremde Völker, Agababen und Kelten. Die Erinnerung an die Kelten hat sich noch im Namen eines Sees Keltischigewo erhalten, der 4 Kilometer von dem vorgehichtlichen Fundort an der Wetsuja entfernt liegt. Die Bauern erzählen auch, daß die Räuber hier viele Schätze hinterlassen hätten, die aber niemand im Stande wäre zu heben. An einer Stelle des hohen Bergufers der Wetsuja auf einem Vorsprung entdeckte Nefedow eine prähistorische Fabrik von Steinwerkzeugen. Unter der ersten Schicht von schwarzer Humuserde lag eine zweite von festem Sand, während die tiefste Schicht Asche und verbrannten Sand enthielt. Hier wurden 5 Herdstellen, Kohenschichten, Aschenanhäufungen und verbranntes Holz gefunden. Auch die Sandschicht enthielt Kohlen, Tierknochen und Feuerstein-Werkzeuge. In der ausgedehntesten Aschenansammlung befand sich ein ganzer Haufen von Steinwerkzeugen, Gefäßscherben und angebrannten Tierknochen. Die Steinwerkzeuge waren unvollendet und Feuersteinplättchen lagen daneben. Das Material zu den Steinwerkzeugen lag zwischen den Feuerstellen: Feuerstein, schwarzer Schiefer und Sandstein. Feuerstein und Schiefer aber gab es nicht an der Wetsuja selbst, sondern mußte vom Fluß Unsha herübergebracht werden. Alle andern gefundenen Steinarten dienten nicht als Material, sondern zur Bearbeitung. Die einzelnen Stücke waren sehr primitiv und von gelber Farbe. Die Pfeilspitzen und Nadeln waren nicht poliert, das Geschirr grob, offenbar ohne Töpferscheibe gearbeitet, Knochenwerkzeuge wurden fast gar nicht gefunden, wohl aber in der Sandschicht Knochenreste von Elenn, Hasen, Flußbiber und in der Nähe auch Mammutknochen. —

Geographisches.

— Die tiefste Depression des Meeresbodens. Die im Jahre 1874 von der „Tuscarora“ am Rande der Kurilen-Inseln gelotete oceanische Tiefe von 8513 Meter ist seit Ende 1895 durch beträchtlich größere Tiefen im südlichen Stillen Ocean übertroffen. Als der britische Vermessungsdampfer „Penguin“ im Juli 1895 östlich der Tonga-Inseln in 8960 Meter den Meeresboden nicht fand, wurden dort, wie Otto Krümmel in einer Besprechung der tiefsten Depression des Meeresbodens in der „Geographischen Zeitschrift“ mitteilt, plannmäßige Lotungen vorgenommen. Es wurde der Meeresboden erreicht:

1895 bei nördl. Breite	bei östl. Länge	in Tiefe von
26. Dezbr. 23° 39,4'	175° 4,2'	9034 Meter
26. " 23° 39,4'	175° 4,2'	9184 "
30. " 28° 44,4'	176° 4,0'	9413 "
31. " 30° 24,7'	176° 39,0'	9427 "

Bei den ersten beiden Lotungen gelang es nicht, Grundproben zu gewinnen, dagegen wurde bei den beiden andern ein roter Thon gehoben. Er bestand aus äußerst feinstodigen Mineralteilen, zwischen denen man Bimsstein und andre glasige Vulkanprodukte, gemischt mit grünen Augitkristallen und rotem Palagonit erkannte. Reste von Kieselorganismen waren fast nicht oder gar nicht vorhanden. Seitdem sind mehrere tausend Lotungen in dieser Gegend vorgenommen worden und gestatten ein Bild des Seebodenreliefs nördlich von Neu-Seeland. Das Plateau von Neu-Seeland setzt sich submarin nach NNÖ über die Kermadec-Inseln bis zu den Tonga- und Fidji-Inseln fort, nicht aber bis zu den Samoa-Inseln, die davon durch eine 4500—5000 Meter tiefe Bodenpression getrennt sind. Unmittelbar und scharf am Ostrande dieses Plateaus zieht sich eine tiefe Rinne hin. Sie beginnt nahe am Ostausgange der Cookstraße und verläuft von da in nordnordöstlicher Richtung fast 3000 Kilometer bis zu den Samoa-Inseln. Ihre Tiefe nimmt nach Norden rasch zu. Durch drei Anschwellungen des Bodens, über denen das Meer eine Tiefe von 4000 bis 6200 Meter hat, ist sie in ihrer Streichrichtung in vier Mulden geteilt, von denen die südlichste 7400 bis 8010 Meter, die beiden mittleren 8000—9427 Meter und 8000 bis 9184 Meter, und die nördlichste bis zu 8285 Meter tief sind. Bei einer Höhe des Gaurisanfar von 8840 Meter würde jetzt also der größte Spielraum der Höhenunterschiede der Erdoberfläche 8840 + 9427 = 18 267 Meter betragen. Doch liegen die größten bekannten Höhenunterschiede zwischen den höchsten Landerhebungen

und den tiefsten benachbarten Seebodensenkungen nicht hier, wo sich der höchste Punkt auf der Insel Maoul nur 525 Meter hoch erhebt, sondern an der Ostküste der Insel Jesso, wo der Fujinohama 3780 Meter hoch, die unvollendete Lotung der „Tuscarora“ 8513 Meter tief reicht, und an der Westküste von Chile, wo am 18. Grad südlicher Breite 6866 Meter gelotet wurden und der Sajama 6415 Meter ansteigt, und wo südlich davon am 26. Grad südlicher Breite der Meeresboden in 7635 Meter Tiefe gefunden ist, der Gipfel des benachbarten Lullaco die Höhe von 6600 Meter erreicht, also ein Höhenunterschied benachbarter Punkte von 14 1/4 Kilometer vorhanden ist. —

Aus dem Tierleben.

— Die Regenbogenforelle ist heimisch in den Gewässern Kaliforniens, die dem großen Ocean zuströmen. Etwa bis zum 24. Grade nördlicher Breite herab erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet; sie bewohnt also noch Gegenden, deren Temperaturverhältnisse das Gedeihen anderer Salmoniden vollständig ausschließen. Die Fähigkeit, in höherer Temperatur sich noch günstig fortzuentwickeln zu können, und noch weiter nicht zu unterschätzende Eigenschaften, die wir nachstehend aufzählen, sichern dieser Forelle eine ganz hervorragende Stelle als Teich-Zuchtfisch. Im Teich hat man die Regenbogenforelle stets in der Hand, im offenen Wasser dagegen scheint sie, so weit sich dies bis jetzt durch gemachte Versuche zu bestätigen scheint, sich fast immer nur gar zu bald zu verabschieden, um an den verschiedensten Orten wieder aufzutauhen. Den Namen verdankt die Regenbogenforelle ihrer Farbenpracht. Die Laichzeit fällt, entgegen der anderer einheimischer Forellen, nicht in den Winter, sondern ins Frühjahr (März bis April). Zahlreiche Brutanstalten in allen Teilen Deutschlands, der Schweiz und anderer Länder beschäftigen sich mit der künstlichen Ausbrütung der Eier mit nachfolgender Aufzucht der Brutfische. Die Nachfrage nach Seelingen hat sich bis heute von Jahr zu Jahr gesteigert. Die Dauer der Bebrütung der Eier dieses Fisches ist verhältnismäßig kurz zu nennen, am 20. Tage schon erscheinen die Augen, am 26. bis 33. Tage schlüpft der junge Fisch aus. Der Dottersack ist nachher in weiteren zwei bis drei Wochen aufgezehrt. Die Jungen entwickeln bald einen großen Appetit, sie wachsen darum auch infolge ihrer großen Gefräßigkeit sehr rasch heran. Fischbrut vom Juni zeigt bei richtiger Fütterungsweise im Frühjahr des nächsten Jahres eine Länge von 25 bis 28 Centimeter bei entsprechendem Gewicht. Jährlinge haben nach weiteren vier bis sechs Monaten häufig ein Gewicht von 0,3 Kilogramm und darüber erreicht.

Trotz der Wärmezunahme des Teiches bleibt die Gefräßigkeit von Groß und Klein stets dieselbe, ein Umstand, der sie vor allen andern Fischarten besonders auszeichnet, da die meisten Fische in der Regel bei vermehrter Wasserwärme in der Aufnahme von Nahrung ganz merklich nachlassen. Die Forelle ist stets auf der Suche nach Nahrung und durchstreift den Teich nach allen Richtungen; sie verschmäht durchaus nichts. Neben Wassertierchen aller Art nimmt sie auch Getreidelörner, Brot, Eingeweide von Tieren und Kartoffeln auf; als besonderer Leckerbissen scheint ihr der Wurm zu munden. Sie beißt darum an der Wurmgangel sehr gern, aber auch sehr vorsichtig an, weshalb ihr Fang mit dieser nicht so reichlich ist. Dagegen geht sie gern in die Reuse und wird mit dieser zu Hunderten gefangen.

Während man früher die Brut zum Einsetzen für sehr geeignet hielt, ist man neuerdings zur Einsicht gekommen, daß ein- und zweijährige Seelinge weit mehr Erfolg sichern. Dabei muß man selbstverständlich für Abhaltung anderer Raubfische, wie der Hechte, Barsche, Aale u. dgl. mehr Sorge tragen, wenn man nicht in Gefahr laufen will, daß binnen wenigen Wochen durch die Anwesenheit dieser jene bis auf das letzte Exemplar verschwinden. — In neuerer Zeit bringt man die Regenbogen-Forelle auch hauptsächlich in Karpfenteichen unter; auf 100 Karpfen rechnet man 25 Stück. Doch ist hier die Tiefe, die Güte des Wassers und ein stetiger Zu- und Abfluß von ganz besonderem Einfluß auf die gedeihliche Entwicklung. — („Haus, Hof, Garten.“)

Technisches.

— Treibseile aus Papier. Nachdem das Papier schon zu verschiedenen, im ersten Augenblicke für dieses Material wenig geeignet erscheinenden Zwecken, wie für Radreifen, Schornsteine, Delfässer, Röhre usw. erfolgreich angewendet ist, hat jetzt, wie die Wochenchrift „Mutter Erde“ mitteilt, eine englische Firma in Wolverhampton Treibseile aus Papier hergestellt, die sich im praktischen Gebrauche bewährt haben. Die Seile werden aus drei oder besser aus vier Hauptfäden gedreht, die ihrerseits wie bei Hanfseilen aus einer Anzahl von Schnüren bestehen. Diese werden aus fortkaufenden Papierdreistreifen gewunden, denen man eine bestimmte, gleichbleibende Fadenstärke giebt. Der Papierbrei wird durch kochendes Del wasserdicht gemacht. Die Papierseile sollen sehr gleichmäßig aussehen, haben neu eine hellbraune Farbe, fühlen sich weich an, wenn auch nicht so weich wie Baumwollseile, sind etwas leichter als diese und bleiben auch bei 35 Millimeter und mehr Durchmesser schon geschmeidig. Ein 25 Millimeter starkes Seil war bereits 18 Monate im Gebrauch und trieb eine Maschine von der über 27 Meter entfernten Hauptwelle aus mit einer Geschwindigkeit von rund 210 Meter in der Minute. Es

sah glänzend poliert aus, war geschmeidig geblieben und zeigte keine Spuren der Abnutzung. Das gleiche galt von einem rund 40 Millimeter starken, 32,5 Meter langen Papierseil, das die ganze Kraft einer Maschine von 6 Pferdestärken auf die Welle übertrug und seit Anfang Februar 1899 lief. Sein Weg führte durch einen Raum, in dem sich häufig kondensierter Wasserdampf befindet, doch war eine Wirkung davon am Seil nicht sichtbar. Ein drittes, 21 Meter langes Seil verband mit noch 4 Hanfseilen das Triebrad einer Maschine von 20 Pferdestärken mit der Hauptwelle und bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von über 600 Meter in der Minute. Obwohl es schon seit fünf oder sechs Wochen lag, sah es aus, als wäre es erst wenige Stunden in Arbeit. Nicht so günstig stellt sich der Gebrauch der Papierseile zum Zug, weil ihre Zugstärke nicht die der Manila-seile erreicht. —

Humoristisches.

— Neues von Serenissimus. Durchlaucht waren im Konzert und sprechen dem Pianisten gegenüber große Bewunderung aus: „Fabelhafte Technik; habe gestaunt! hm — ja! Freut mich besonders, daß Sie beim Spielen so ruhig sitzen. — Ach — ja, war neulich im Orgelkonzert; war ein Mensch da — spielte sonst gut, hat aber so gräßlich mit den Weinen gestampelt!“ —

— Zur Aushilfe. Für den Fall, daß der Reichstag aufgelöst und eine Neuwahl zum deutschen Reichstag nötig werden sollte, hat die Reichsregierung beschlossen, die „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ von Rich. W. Meyer wegen ihrer Vollständigkeit als Lektüreliste zu benutzen. — („Jugend.“)

— Aus früheren Zeiten. Dorf-Vater (zum Bauer): „Also rastest willst sein und Aderlassen auch?“ Bauer: „Nasier mich nur erst, vielleicht ist dann's Aderlassen gar netudtig!“ —

Notizen.

— Im Berliner Schauspielhause wird nach Otto Ernsts „Jugend von heute“ als nächste Novität „Die Tochter des Erasmus“ von Wildenbruch, alsdann eine Neuenstudierung von Shakespeares „Heinrich V.“, und als drittes ein — Schwank von Moser und Trotha „Der wilde Neutlingen“ zur Aufführung kommen. —

— Ein Wiener „Soubretten-Ensemble“ unter der Leitung von Gotthof Grünede gastiert gegenwärtig in den rheinischen Städten. Das Damen-Ensemble bringt kleine Operetten und Schwänke zur Aufführung, u. a. auch ein Offenbach'sches Singspiel „Die überlistete Scharwaage“ usw. —

— Bei einer Vorlesung moderner Lyrik in der Münchener „Literarischen Gesellschaft“ hatte Richard Dehmel auch Gedichte von Alfred Nombert auf das Programm gesetzt. Als er aus den „Stimmen aus der Schöpfung“ dieses Dichters vorlas, kam es zu einer Scene, die dem „N.“ wie folgt geschildert wird: „Erst ging ein leises verstoheles Köchern durch die Reihen der Zuhörer; aber dieses Köchern wuchs zum Lachen, das sich immer lauter und freier Luft machte. Und zwischen den Lachstürmen tönten grelle Pfiffe. Dehmel merkte erst nicht, was um ihn vorging, so sehr war er in die dunkle Symbolik seines Fremdes Nombert verfunken, ganz Prophet und Hohepriester. Endlich sah er aus von den freien Rhythmen und starre fassungslos auf das lachende Auditorium. Aber nur einen Augenblick; dann rimzelte er die hohe Stirn, klappete die „Stimmen aus der Schöpfung“ zu und verließ mit einer unmaßhlichen Geste der Verachtung das Podium, um es nicht wieder zu betreten.“ —

— Otto Gumprecht, der langjährige Musikreferent der „National-Zeitung“, ist im Alter von 77 Jahren in Meran einem Schlaganfall erlegen. —

t. Ein Buch über „Internationale Geographie“ wird demnächst in dem Verlage von Appleton in New York erscheinen. Nicht weniger als 70 Gelehrte aus Europa und aus Amerika sind an der Herausgabe des Werkes beteiligt. Den Abschluß über Deutschland hat Professor Kirchhoff's Halle verfaßt. Sonst sind noch hervorzuheben: Fritz Hofmann's Abhandlung über Nordpolargebiete, Sir John Murray über Südpolargebiete. Das Buch ist mit fast 500 Karten besonderer Herstellung ausgestattet. —

— In der Verwendung der Brieftauben zur Benachrichtigung des Arztes auf dem Lande hat ein französischer Arzt eine wesentliche Verbesserung eingeführt: Er verwendet einen Taubenschlag, welcher so eingerichtet ist, daß ihm die Rückkehr jeder Taube automatisch angezeigt wird. Besonders bemerkenswert ist es, daß es ihm nicht allein gelungen ist, durch Brieftauben Depeschen zu empfangen, sondern solche als Antworten zurückzugeben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 11. Februar.